Im Chat mit der Gen Z.

Für sie gab es keine Zeit vor WhatsApp: Drei Schülerinnen über ihren Umgang mit Instagram & Co. SCHÜLER, Seite 4

Von der Kunst des guten Zuhörens.

„Reden ist Schweigen und Silber ist Platin. Oder wie..?" Aktives, gutes Zuhören kann man lernen. THEMA, Seite 3

Foto: iStock

GOETHE LIVE

SCHULZEITUNG AM GOETHE-GYMNASIUM

22. JAHRGANG | 26. NOVEMBER 2022

KUNST UND KOMMUNIKATION

Von Unsagbarem und Unsäglichem

Foto: Stefan Draschan

KünstlerInnen sind keine Plaudertaschen. Warum Bildende Kunst und Kommunikation niemals ein Traumpaar werden erklären die Kunstlehrerinnen *Annette Stöckler* und *Alexandra Wolf-Höfges* auf **Seite 6**

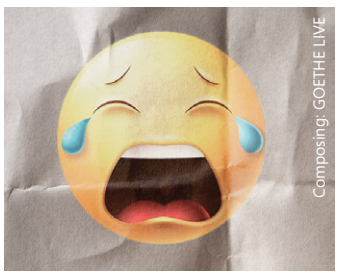
WISSENSCHAFT

Warum wir manchmal „Bahnhof" verstehen.

Das Buch des Coaching-Ehepaars Pease *(Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken)* gehört zu den Standardwerken zum Thema kommunikative Missverständnisse. Wir schmunzeln bei der Lektüre und tappen im nächsten Moment zum x-sten Mal in immer dieselben Fallen. ***Dr. Michael Tech*** liefert weitere wissenschaftliche Erklärungen zu den Problemen zwischen Sender und Empfänger auf **Seite 10**

SO WHAT?

Die bitteren Tränen des Doppelpunkts.



Composing: GOETHE LIVE

Es begann mit gefühlsechten Satzzeichen. Ein Informatik-Professor kennzeichnete einen Witz im Internet mit den Zeichen :-) Bis zum heutigen Tag haben hunderte von *Emojis* für alle Lebenslagen die digitale Kommunikation verändert. Wer hat's erfunden? *Caroline Piffka* verrät es auf **Seite 12**

Foto: pixabay

Über Kommunikation und andere Schwierigkeiten.

Deutsches Fragewort mit zwei Buchstaben: „Hä?"

Wir kommunizieren immer, ob verbal oder nonverbal, denn „man kann nicht nicht kommunizieren" *(Paul Watzlawik 1969)*. Inzwischen zum Alltagswort geworden, hat wohl jeder eine grobe Ahnung davon, was Kommunikation ist. Wenn man seine Botschaft genau vermitteln kann, sein Ziel erreichen und seinem Gesprächspartner dabei ein gutes Gefühl geben kann, das halten wir für gute oder gelungene Kommunikation. Nachricht gesendet – Nachricht verstanden.

Wir erleben aber immer wieder, dass man seine Botschaft nicht vermitteln kann, sein Ziel nicht erreicht und dem Gegenüber auch kein gutes Gefühl geben kann. In Ratgebern lesen wir dann oft von „gescheiterter Kommunikation", dabei geht es nur um ein Problem zwischen Sender und Empfänger, das vielfältige Ursachen hat. Umgangssprachlich nennen wir das „Missverständnis".

Seit dem Moment, als unsere Vorfahren ihre ersten Laute von sich gaben, sind Missverständnisse ein Bestandteil unseres täglichen Lebens: Eine Schülerin hat die falsche Hausaufgabe gemacht, der Konferenzraum wird nicht gefunden, Eltern und Lehrerin geraten aneinander, obwohl sie das Gleiche für das Kind wollen, Kollegen empören sich über spät angekündigte Mehrarbeit etc. Wo liegen die Probleme zwischen Sender und Empfänger? Auf Platz eins liegt die von allen Seiten stets bedauerte schlechte Zuhörkompetenz. Es hat sogar den Anschein, dass wir die Fähigkeit zuzuhören zunehmend verlieren. New Media haben uns in einen Zustand ständiger Ablenkung gebracht, über Kopfhörer können wir uns in eine private Klangblase zurückziehen. Ob uns das nur so vorkommt oder ob das tatsächlich so ist, dazu fehlen wissenschaftliche Studien. Aber was gutes Zuhören ist, erläutert unsere Sozialpädagogin **Ines Steggewentze** auf **Seite 3**.

Missverständnisse entstehen auch, wenn auf der Senderseite nachlässig formuliert wird und dadurch implizite und explizite Äußerungen nicht klar getrennt sind. Manchmal stimmt unsere explizite Botschaft nicht ganz mit unserer Absicht überein. Statt zu sagen, was man meint, z. B. *„Gib mir bitte einen Keks!"* wird – vermeintlich höflich aber eher ungenau – formuliert: *„Könntest du mir den Keks geben?"*. Eine schlagfertige Antwort wäre dann *„Ja, das könnte ich"*, bevor man sich selbst den Keks schnappt. Hier ist das nur eine Kleinigkeit, denn angeblich „weiß man ja, was gemeint ist". Unsere Kommunikation im Alltag beweist aber täglich, dass wir nur dann wissen, was gemeint ist, wenn der Gegenüber es klar und verständlich sagt. Loriot zeigt uns auf komische Weise in seinen Sketchen „Feierabend" und „Das Frühstücksei" wie Menschen, die nachlässig formulieren, aneinander vorbei reden.

VON CAROLINE PIFFKA

Lesen Sie bitte weiter auf Seite 2 ➲

Einstürzende Neubauten

Unsere ganze schöne Harmonie ist hin! Querdenker gegen Schlaf-Schafe, Putin-Versteher gegen Kriegstreiber. Wir erleben das Kommunikationsdesaster des Un- und Missverstehens. Woher kommt das?

In Wien hängt im Kunsthistorischen Museum der berühmte Turmbau zu Babel von Pieter Bruegel d. Ä. Eine Art Wimmelbild der Baukunst. Die Geschichte hinter dem Bild ist schnell erzählt: die Menschen wollen einen Turm bis in den Himmel bauen. Gott findet das übergriffig, er verwirrt die Sprache der Menschen. Der Turm stürzt ein.

Quelle: Wickipedia.org

Bruegel zeigt den Turm noch als Verheißung von etwas Großem, als wohlgeordnete Baustelle. Geschickt nutzt der Architekt einen bereits vorhandenen Felsen. Der Turm liegt am Meer, eine hochpreisige Immobilie in Top-Lage. Vielleicht kann man schon mal die ersten Wohnungen besichtigen? Ich wäre interessiert!

Aber auch diese Immobilienblase wird platzen. Der Mythos vom Turmbau ist eine Kultur-Ätiologie *[die Qualitätsanalyse hat gesagt, wir sollten mehr auf Bildungssprache achten!]*, eine Anfangs-Geschichte, die davon erzählt, wieso die Menschen nicht alle dieselbe, sondern unterschiedliche Sprachen sprechen. Ihr Hochmut ist es, der ja bekanntlich vor dem Fall kommt. Auch den hat Bruegel gemalt: Von links vorne kommt eine ganze Gruppe von Männern, die sich die Baustelle näher ansehen wollen. Ein König ist auch dabei. Und dann wird das Unheil seinen Lauf nehmen. Sie hatten einmal ein gemeinsames Projekt, aber jetzt verstehen sie sich nicht mehr. Sie hören sich nicht zu, können ihre Perspektive nicht verlassen, schätzen sich selber hoch und die anderen gering. Die eigene Überzeugung ist ihnen Wissen, die Überzeugung der anderen bloße Meinung. Das ist menschlich, aber auch der Grund, warum Türme einstürzen. Nicht nur zu Babel.

VON MARTIN KLEIN

Alles klar, Herr Schreiber?

EIN GESPRÄCH MIT DEM SCHULLEITER DES GOETHE-GYMNASIUMS

Wir nehmen die sehr emotional geführte Debatte zur Einführung der Mittagspause zum Anlass, mit dem Schulleiter Ralf Schreiber über Missverständnisse und gelungene Kommunikation zu sprechen.

Goethe Live: Haben Sie eigentlich das Gefühl, dass Sie immer und von allen verstanden werden?

Ralf Schreiber: *Nein, das habe ich nicht, habe aber auch Verständnis dafür, denn ich beschäftige mich lange mit einem Thema wie z. B. der Mittagspause, während die Kolleg*innen aus ihrer eigentlichen Arbeit herausgerissen werden. Unser Beruf ist so fordernd, dass den Kolleg*innen für Organisations- oder Entwicklungsthemen nicht viel Zeit bleibt.*

GL: Ist das Problem in einer Schulkonferenz mit Schülern, Eltern und Lehrern das Gleiche?

R.S.: *Ja und Nein, hier ist die Kommunikation noch spannender, denn alle Gruppen haben eine völlig unterschiedliche, auf die eigene Gruppe begrenzte Perspektive. Das ist einerseits gewinnbringend, aber auch herausfordernd.*

GL: Wie machen Sie das, alle zusammenzubringen?

R.S.: *In der Regel spreche ich vor der Schulkonferenz mit den Gremien. Aber am Beispiel Mittagspause sehen wir, dass das nicht immer reicht. Nachdem der Ausbau der Mensa wieder und wieder verschoben wurde, kaufte der Schulträger für uns einen Food-Anhänger, der bis zur Fertigstellung des 2. Erweiterungsbaus als Mensaersatz auf dem Lindemannhof stehen wird. Das führte zu Zeitdruck; denn diese feste Zusage kam kurz vor der Schulkonferenz.*
Dennoch, es war klar: Die Mittagspause kommt, spätestens mit Beginn des zweiten Halbjahres, aus mehreren guten Gründen: Die Mittagspause ist schulrechtlich vorgeschrieben und sie rhythmisiert den häufig langen Schultag durch Essen, Erholung und Bewegung.
Eigentlich war vor drei Jahren das Stundenraster mit Mittagspause von der Lehrerkonferenz bereits genehmigt worden, doch wer hatte das noch im Kopf? Ich hätte den Gesprächsablauf von vorne beginnen müssen, doch dazu war keine Zeit. Folglich fühlten sich nicht alle Betroffenen mitgenommen. Auch die FAQ-Liste mit den wesentlichen Rahmenbedingungen und zahlreiche persönliche Gespräche stellten nicht alle zufrieden.

GL: Woran liegt das? Können die Menschen nicht lesen?

R.S.: *Das kann ich Ihnen vielleicht erklären. Erkenntnisse aus der Hirnforschung zeigen, dass negative Emotionen wie hier die Vorstellung „mit der Mittagspause verlängert sich auch der Schultag" die Tür zum limbischen System des Gehirns schließen, dessen Zugang aber für eine positive Haltung notwendig wäre.*

GL: Ist es also gar nicht möglich umstrittene Themen so zu kommunizieren, dass man verstanden wird? Wie gelingt es Ihnen dennoch?

R.S.: *Doch natürlich ist es möglich, zum Beispiel mit Kaffee und Plätzchen. In dem Augenblick, in dem sich jemand wohl fühlt, sind die Sinneskanäle offen und nur darum geht's.*

GL: Und wie funktionieren Kaffee und Plätzchen im großen Maßstab, bei der Entwicklung von vielleicht schwierigeren Themen?

R.S.: *Mit Zeit und Wohlbefinden. Ich wäre z. B. dafür, einen Nachmittag bis 16 Uhr einzurichten, an dem wir Kolleginnen und Kollegen Zeit für wichtige Themen haben.*

GL: Ja, schön, aber das gibt es nicht. Was tun Sie also, wenn Ihnen etwas wirklich wichtig ist?

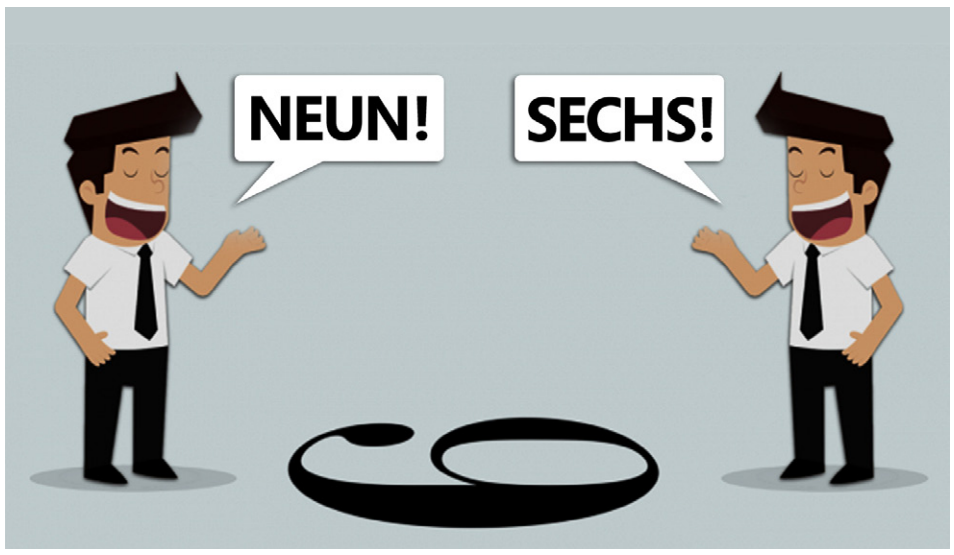
R.S.: *Wenn mir etwas wirklich wichtig ist, brauche ich ein echtes Change Management Konzept. Ich brauche Geduld und Ausdauer und ich brauche Menschen um mich herum, die die einzelnen Schritte und Ergebnisse begründend erklären und multiplizieren, wie die Erweiterte Schulleitung*

Foto: André Valente

Deutsches Fragewort...

Fortsetzung von Seite 1

Weniger zum Lachen ist der Negativitätseffekt. Das ist unsere Tendenz, Informationen bei Mehrdeutigkeit negativ zu interpretieren. Beim Elternsprechtag könnte ein Aussage wie *„Ihr Kind ist ja außergewöhnlich sportlich begabt. Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, Ihr Kind an einem Sportgymnasium anzumelden?"* eine wertschätzende Botschaft sein, aus der sich ein konstruktives Gespräch entwickeln könnte. Ebenso kann das Gespräch aber auch mit tief gekränkten Eltern enden, die außer sich vor Wut die Lehrerin anschreien: *„Glauben Sie, mein Kind ist dumm?"* Unser Kollege **Dr. Michael Tech** liefert wissenschaftliche Erklärungen zu den Problemen zwischen Sender und Empfänger auf **Seite 10**.



Grafik: Archiv

Die Karikatur bildet die Kommunikation in unserer Gesellschaft im Jahr 2022 nur noch ungenügend ab. Zur Veranschaulichung der aktuellen Situation fehlen zwei Männchen: Eines, das „ACHT!" ruft und ein weiteres, das behauptet, auf dem Boden würde gar keine Ziffer stehen.

Missverständnisse entstehen besonders leicht im schriftlichen Austausch. Wenn wir direkt miteinander sprechen, werden unsere Botschaften nicht nur durch den Inhalt unserer Worte, sondern auch über Gestik, Mimik, Tonfall und Körpersprache vermittelt. Vor diesem Hintergrund ist es wenig verwunderlich, dass SMS, WhatsApp, E-Mails und Co. anfällig für Missverständnisse sind, fehlen doch viele dieser Elemente. Es gibt zum Beispiel unendlich viele Möglichkeiten, das Wort „Nein" auszusprechen. Steht man jemandem gegenüber hat man mehr Möglichkeiten, die Aussage im Sinne des Senders zu deuten. In der schriftlichen Kommunikation wird die Interpretation vollständig dem Empfänger überlassen. Wie in diesem Zusammenhang Emojis die digitale Kommunikation verändert haben, können Sie auf Seite 12 genauer lesen. Ob Missverständnisse in Sozialen Medien inzwischen vielleicht sogar in Kauf genommen werden, diskutieren drei Schülerinnen unseres Gymnasiums ab Seite 4.
Aber auch, wenn wir klar formulieren, einander zuhören und sogar die Bedeutung verstehen, kann es passieren, dass wir trotzdem nicht auf einen Nenner kommen. Dieses Problem ergibt sich aus einem unterschiedlichen Verständnis der Bedeutung der Botschaft. Die bekannte Karikatur aus dem Netz *(siehe oben)* illustriert diesen Fall. Es wäre schön, wenn wir alle die Welt auf die gleiche Weise wahrnehmen würden. Aber das tun wir nicht. Diese kognitive Verzerrung ist für unsere Tendenz verantwortlich, uns nur auf das zu konzentrieren, was mit unseren Überzeugungen übereinstimmt. Das Internet unterstützt diese Tendenz: Wir suchen uns die Zeitungsartikel und Online-Freunde, die unsere Meinung teilen. Algorithmen hinter unseren Social-Media-Plattformen sorgen dafür, dass wir nur mit Nachrichten konfrontiert werden, die unsere Geschichte bestätigen.
Ein Sonderfall des Gruppendenkens ist die *déformation professionnelle*. Oder wie Marc Twain es ausdrückte: *„Wenn dein einziges Werkzeug ein Hammer ist, werden alle deine Probleme Nägel sein."* Die meisten Menschen sind Spezialisten. Unsere Fachgebiete beruhen auf unseren Studienfächern, Ausbildungen oder Qualifikationen im Job. Jede Spezialisierung fungiert als Linse, durch die wir die Welt interpretieren – ob es sich nun um Wirtschaft, Soziologie oder Feminismus handelt. Das macht es schwierig, Themen mit gleicher perspektivischer Sicht zu besprechen.
Gerade im Austausch zwischen Lehrern und Eltern können Missverständnisse entstehen, wenn beide Seiten die Botschaft ausschließlich aus ihrer Perspektive betrachten: Bei jedem Elternabend wird die Versetzungsordnung vorgestellt, also unter welchen Bedingungen die Kinder (nicht) versetzt sind. Für die Lehrerschaft eine neutrale Pflichtinformation. Für Eltern der Klasse 6 (bei deren Kindern es um den Verbleib am Gymnasium geht) eine höchst emotionale Angelegenheit. Lehrer müssen vorbereitet sein, dass diese Informationen Emotionen auslösen und Eltern sollten versuchen, Informationen als einfach solche wahrzunehmen. Sonst heißt es dann - meist aus dem Off: *„Die Lehrer am Goethe üben schrecklichen Druck aus. Das erste, was einem mitgeteilt wird ist, wann man wieder gehen muss"*
Zurück zur Karikatur: Das Problem zwischen den beiden Männchen ließe sich typografisch mit einem Punkt lösen, der die „Sechs" zweifelsfrei als solche bestimmt. Dafür müssen beide miteinander reden und zwar so, dass sie sich verstehen. Beide müssen sich Mühe geben, zu formulieren, sich zuhören und fähig und bereit sein, die Perspektive zu wechseln.
Dass Klarheit und Offenheit wichtiger werden als falsch verstandene Höflichkeiten, das lassen uns die wachsenden globalen (Kommunikations-) Probleme bereits ahnen.

Foto: pixabay

„Na ja... Sie wissen ja schon, was ich meine." „Nein, ich weiß nicht was Sie meinen. Aber Sie könnten es mir doch einfach und verständlich sagen, oder?"

Foto: André Valente

Reden ist uns ein Bedürfnis, Zuhören ist eine Kunst.*

Wenn wir über zwischenmenschliche Kommunikation sprechen, denken wir oft als erstes an das, was gesagt wird, und daran, wie es gesagt wird. Selten nehmen wir die andere Seite von Kommunikation in den Blick – was und wie hören wir? Sprechen und Zuhören sind wie zwei Seiten einer Hand, nur gemeinsam werden sie zu einer Einheit, zu einer guten Kommunikation.

VON INES STEGGEWENTZE

Man könnte denken, dass es doch etwas ganz Normales ist zuzuhören, aber zum Zuhören bedarf es mehr als zwei funktionierender Ohren. Wichtig ist: Wie höre ich zu? Und: Was wünsche ich mir, wenn mir zugehört wird? Wirkliches Zuhören ist keine Technik. Es ist eine Kunst, eine innere Grundhaltung, die den Wunsch hat, die Gesprächspartnerin möglichst gut zu verstehen.

Dieses Verstehen geht über das Gesagte hinaus. Es geht um das Gemeinte und darum, die Bedürfnisse, Gefühle, Empfindungen und Gedanken des Gesprächspartners miteinzubeziehen. Diese können sich in den sprachlichen Äußerungen, aber auch in der Körpersprache widerspiegeln. Um jemanden zu verstehen, ist eine aktive, ungeteilte und engagierte Anteilnahme an der anderen Person notwendig. Das Gespräch wird dadurch eine Begegnung im voll-menschlichen Sinn, d.h. unter Einschluss der emotionalen Ebene, der nonverbalen Äußerungen und des gegenseitigen Wohlwollens. Wir hören nicht nur mit den Ohren zu, sondern mit Körper, Geist und Herz in Einheit. Jede und jeder von uns kann spüren, wenn uns jemand zuhört und uns ihre volle Aufmerksamkeit schenkt.

Dafür ist keine therapeutische oder psychologische Ausbildung nötig. Es genügt eine Haltung dem Anderen gegenüber, die von Interesse, Wertschätzung und Respekt geprägt ist, die alle von uns innehaben, die man aber manchmal wecken muss und die der Kultivierung und der Pflege bedarf. Egal, ob wir ein langes und intensives Gespräch führen oder einen Smalltalk zwischendurch, wir haben immer die Möglichkeit und auch die Wahl, unsere Aufmerksamkeit dem Gegenüber voll und ganz zu schenken.

Gutes Zuhören ist erlernbar.

Oft sind wir in Eile, haben einen durchgetakteten Alltag, vieles muss erledigt werden. Viele „Gespräche“ am Tag chatten wir kurz und knapp über Messenger Dienste. Wie viel Zeit am Tag nutzen wir, um wirklich miteinander zu reden und uns zuzuhören? Gibt es feste Zeiten am Tag oder Rituale, um das Zuhören in der Familie, im Beruf, im Freundeskreis, in der Beziehung oder - auf die Schule bezogen - in der Klasse oder im Kollegium zu praktizieren? Und welche Vorteile hätte es, wenn es sie gäbe? - Dies sind Fragen, die zum Innehalten und Nachdenken anregen können, die eigenen Bedürfnisse diesbezüglich zu erkennen.

Der amerikanische Psychotherapeut Carl R. Rogers hat hilfreiche Leitlinien für das „Aktive Zuhören“ erstellt, die persönlich und beruflich dienlich sein können. Ich selbst nutze sie in der Schulsozialarbeit bei den zahlreichen Gesprächen mit Schülern und Schülerinnen, Eltern und Lehrer. Dabei geht es nicht darum, sich starr an einen Leitfaden zu halten, sondern vielmehr authentisch zu bleiben, seinen eigenen Fähigkeiten in der Gesprächsführung und beim Zuhören zu vertrauen, sie aber um geschickte und wohlwollende Fähigkeiten zu bereichern.

Grundlegende Elemente für aktives Zuhören sind nach Rogers neben Zeit und Raum eine empathische und offene Grundhaltung dem Anderen gegenüber, Authentizität, Akzeptanz und positive Beachtung der anderen Person. Es geht immer wieder um Wertschätzung, und diese kann man dem Gegenüber selbst in einem Konfliktgespräch entgegenbringen, allein dadurch, dass ihr zugehört wird und ihr ausreichend Raum zum Ansprechen eigener Anliegen gegeben wird. So kann ein Gespräch auf Augenhöhe entstehen, jenseits von Missverständnissen, Macht und Hierarchiestrukturen.

Nach Rogers wird das Verstehen des Sprechers u.a. weiterhin wie folgt unterstützt:

- Sich auf das Gegenüber einlassen, sich auf es konzentrieren und dies durch die eigene Körperhaltung ausdrücken.
- Nachfragen bei Unklarheiten (Habe ich das richtig verstanden? Nicht durch die eigene „verfärbte Brille“ hören).
- Pausen aushalten, sie können ein Zeichen sein für Unklarheiten, Angst oder Ratlosigkeit.
- Die Gefühle des Gegenübers erkennen und ansprechen.
- Geduld haben und die Sprecherin nicht unterbrechen, ausreden lassen.
- Blickkontakt halten.
- Sich empathisch in die Rolle des Sprechenden versetzen.

In meiner Tätigkeit als Schulsozialarbeiterin am Goethe spielt das Zuhören eine zentrale Rolle. Viele, die zu mir kommen, ob aus der Schüler-, Lehrer- oder Elternschaft, kommen mit der Bitte oder Erwartung zu mir, bei einer möglichst schnellen Lösung des Problems oder Konflikts unterstützt zu werden und Tipps und Ratschläge, sowie konkrete Hilfemaßnahmen von mir zu bekommen. Dadurch, dass ich Zeit und Raum für Sprechen und Zuhören in einer vertraulichen, von Interesse und Wertschätzung geprägten Atmosphäre gebe, wird das Anliegen der Hilfesuchenden oft „entdramatisiert“, und es entsteht ein Raum innerer Entspannung. Dieser bringt die Hilfesuchenden in die eigene Handlungsfähigkeit bezüglich der Konfliktlösung zurück. Ich bekomme immer wieder Rückmeldungen, in denen sich Schüler wundern, dass ich eigentlich „nur“ zugehört habe und ihnen das oder die Gespräche viel gebracht haben. Diese Verwunderung resultiert nicht zuletzt daraus, dass Zuhören als etwas Unfassbares gesehen wird, das kein greifbares Ergebnis hat.

Zuhören ist eine wertvolle Eigenschaft und eine wichtige Kompetenz, die wir auch am Goethe fördern. Aktives Zuhören ist Teil des Lions Quest Programms und wird auch in der Ausbildung der Konfliktlotsen trainiert. Man kann dem Zuhören aber auch Raum und Zeit geben, indem man regelmäßig Klassenstunden zum gegenseitigen Austausch ermöglicht und sich selbst immer wieder daran erinnert, anderen zuzuhören.

***Johann Wolfgang von Goethe**

Le Minh Chau Truong, 9d

Eine kurze Story oder ein Post und schon ist auch der gesamte Freundeskreis schnell darüber informiert, was im Leben gerade los ist. Egal wie soziale Medien von einem genutzt werden, heutzutage sind sie für die meisten einfach ein wichtiger Teil des Lebens und der Kommunikation im Alltag geworden. Solange man den sozialen Medien nicht sein ganzes Leben widmet, können soziale Medien sehr vorteilhaft sein. Bei den sozialen Medien geht es vor allem darum, wie man sich entscheidet, sie zu nutzen.

Johanna K. S. Overlack, Q1

Für mich ist Social Media gar nicht mehr aus dem Alltag weg zu denken. Sie erleichtern einem das tägliche Leben immens. Sei es nur eine kurze Nachricht an die beste Freundin: „Ich komme 5 Minuten später". Jedoch finde ich aber auch, dass Social Media langsam eine anstrengende Richtung annimmt. Uns wird das Gefühl vermittelt, dass wir immer und überall erreichbar sein müssen.

Sophie Clementine Michels, Q1

Wie kommuniziere ich? Meistens über WhatsApp. Eine kurze Nachricht und fertig. Ich telefoniere und FaceTime auch gerne. Social Media ist für mich ein Bestandteil meines sozialen Lebens. Es hat sich selbst unverzichtbar gemacht. Problematisch sind durch den starken Austausch die hohen Schönheitserwartungen, aber es fängt schon damit an, dass gesagt wird welcher Smoothie gesünder ist. Natürlich gibt es auch positive Seiten. Der Austausch an sich, aber auch die Inspiration und Hilfe, die man bekommen kann.

Fotos (3): Privat

...obwohl es schon stressig ist, immer von allen beobachtet zu werden.

Kommunikation in der „Generation Z". Drei Schülerinnen berichten über ihren Umgang mit WhatsApp & Co. und über den Stellenwert der New Media in Ihrem Alltag. Und natürlich haben wir das „Gespräch" über die Chat-Funktion des schuleigenen Netzwerks geführt. Zeitversetzt, nicht immer druckreif formuliert aber authentisch und kritischer als erwartet.

Im Chat mit den Schülerinnen war Caroline Piffka.

GOETHE LIVE Wir, die Macher von GOETHE LIVE, alles von euch aus gesehen eher ältere Menschen, fragen uns, wie ihr untereinander kommuniziert. Wir beobachten auf jeden Fall, dass ihr es auf andere Weise tut. Aber stimmt das überhaupt? Wie nehmt ihr das wahr? Hebt sich eure Kommunikation deutlich von der eurer Eltern oder Großeltern ab. Oder ist das ein Klischee? Gibt es hier einen Graben zwischen den Generationen und wie nutzt ihr eigentlich Social Media? Postet ihr wirklich ständig Bilder von eurem Essen? Bitteschön, ihr habt das Wort:

JOHANNA Jeden Tag sein Essen posten? Schwachsinn! Natürlich findet mal das ein oder andere Essens-Foto seinen Weg in die Insta-Story, aber jeden Tag? Das wird langweilig.

SOPHIE Also meine Pancakes aus dem Urlaub hab ich schon fotografiert und gepostet, aber von da habe ich mich auch wegbewegt. Ob mir das gefällt, weiß ich auch nicht. Ich denke, dass generell das Erleben von Erfahrungen mittlerweile so stark festgehalten wird, dass das Erleben dadurch nicht immer so unbeschwert ist, wie es sein sollte. Aber es ist ein Teil unserer Gesellschaft und ein Teil der Gen Z. Bei den Erwachsenen ist es nicht so stark ausgeprägt.

JOHANNA Ja stimmt, das ständige Erreichbar-Sein und Fotografieren trägt dazu bei, dass wir die einzelnen Momente in Bildern speichern und nicht intensiv genug in unseren Erinnerungen. Das find ich schade, denn wir leben immer schneller und verpassen dabei die schönsten Momente.

CHAU Man möchte die Momente mit Freunden und Familie teilen. Aber ich denke, dass es egal ist, wie aktiv man in den sozialen Medien etwas von sich selber hochlädt, solange man kein Leben lebt, in dem es darum geht, Dinge nur zu tun, um es dann in sozialen Medien zu posten. Denn das „echte" Leben findet ja nicht auf Social Media statt.

Was machen wir anders?

SOPHIE Ich kommuniziere oft über WhatsApp. Hier und da mal eine Sprachnachricht, wenn ich keine Lust habe zu tippen oder direkt ein schneller Anruf, wenn ich eine wichtige Frage habe. Ich denke, so groß unterscheidet sich das gar nicht. Eher unterscheidet es sich, wie kurz angebunden wir (Gen Z) sind. Meine Eltern schreiben einen ganzen Absatz und ich antworte mit einem schnellen: ok. Und: Viele ältere Menschen würden sich die Zeit nehmen und "o.k." schreiben, so wie es eigentlich richtig wäre.

JOHANNA Früher war man daran gewöhnt, dass man sich für eine Uhrzeit verabredet und dann auch erscheint. Denn damals gab es keine Mobiltelefone. Man hat sich damals fest verabredet. Die Kommunikation bei uns läuft eher über Whatsapp. Eltern begründen ein Telefonat damit, dass man direkt eine klare Antwort hat, auf die man nicht lange warten muss.

CHAU Es hat sich aber durch Social Media nicht nur die Kommunikation im Freundeskreis, sondern auch global verändert. Dadurch, dass es soziale Plattformen gibt, auf denen man auch eine Vielzahl an Menschen erreichen kann, verbreiten sich Nachrichten sehr schnell. Dazu gehören auch Fake News. Es ist schwer zu sagen, ob sich die Kommunikation zum Negativen oder Positiven verändert hat. Aber im Alltag erleichtern soziale Medien meiner Meinung die Kommunikation.

Asynchrone Kommunikation

SOPHIE Man muss nicht immer direkt antworten. Ich brauche manchmal Zeit, bis ich eine Antwort habe, mit der ich zufrieden bin. Außerdem kann man selbst entscheiden, wann Schluss ist

JOHANNA Wir kommunizieren lieber zeitversetzt, weil wir uns öfter Gedanken darüber machen, was unser Gesprächspartner gerade zu erledigen hat, und es wäre ja unangenehm, den zu stören. Außerdem ist ein Telefonat langwieriger, was bedeutet, man muss vorher formelle Dinge klären wie „Wie geht es dir“ usw., bis man erstmal zu dem eigentlichen Grund des Anrufs kommt.

CHAU Bei mir ist es eher so, dass ich bei einer komplizierteren Angelegenheit lieber direkt mit einer Person spreche, anstatt eine lange Nachricht auf WhatsApp zu formulieren, weil es dann auch oft zu Missverständnissen kommen kann. Bei einem direkten Gespräch kann man dann sofort Fragen klären und muss sich keine Sorgen machen, dass die Nachricht falsch verstanden wird. Bei alltäglichen kleinen Dingen schreibe ich die Leute aber lieber an, weniger, weil ich dann immer ganz gründlich darüber nachdenken muss, was ich schreiben und sagen möchte, sondern weil es einfach schneller geht, auch wenn es zeitversetzt ist.

JOHANNA Aber es kommt bei WhatsApp-Kommunikationen schneller zu Missverstädnissen.

CHAU Ja, das kann natürlich schnell passieren. Missverständnisse entstehen vor allem dann, wenn man sich nicht ganz klar ausdrückt und die andere Person die Aussage dann falsch interpretiert. Bei Telefonaten hört man ja den Tonfall des Sprechenden und weiß, dass das Gesagte nicht böse gemeint ist.

JOHANNA Das stimmt, aber wir haben uns daran gewöhnt und nehmen Missverständnisse in Kauf.

GOETHE LIVE Findet ihr, es geht Verbindlichkeit verloren, dadurch, dass man sich weniger fest verabredet?

CHAU Dadurch, dass selbst Erwachsene Termine mit einer kurzen Nachricht verschieben, kann man das schon so interpretieren. Andererseits geht es beim Verschieben eines Termins aber darum, dass man wirklich keine Zeit hat. Ist ein Termin wichtig und verbindlich, muss man das signalisieren.

SOPHIE Das kann ich nicht erkennen. Es ist viel spontaner. Manchmal sitzt man einfach zu Hause und möchte gerne was machen, was einen dazu veranlasst. Deswegen finde ich diese schnelle Kommunikation schön.

Selbstdarstellung

CHAU Ich denke, sobald man anfängt, sein Leben auf Instagram & Co. mit anderen Leuten zu teilen, wird einem auch automatisch wichtig, wie man von anderen wahrgenommen wird. Das lenkt vom eigentlichen Leben ab. Ich würde jetzt gar nicht behaupten, dass unsere Generation automatisch viel Wert auf Selbstdarstellung legt. Man sollte auf einen gesunden Konsum achten. Denn es macht ja irgendwann verrückt, sich die ganze Zeit zu überlegen, wie man gesehen wird.

JOHANNA Es ist unserer Generation schon sehr wichtig, wie andere uns wahrnehmen. Wir posten ja Bilder und Videos, damit sie von anderen gesehen werden.

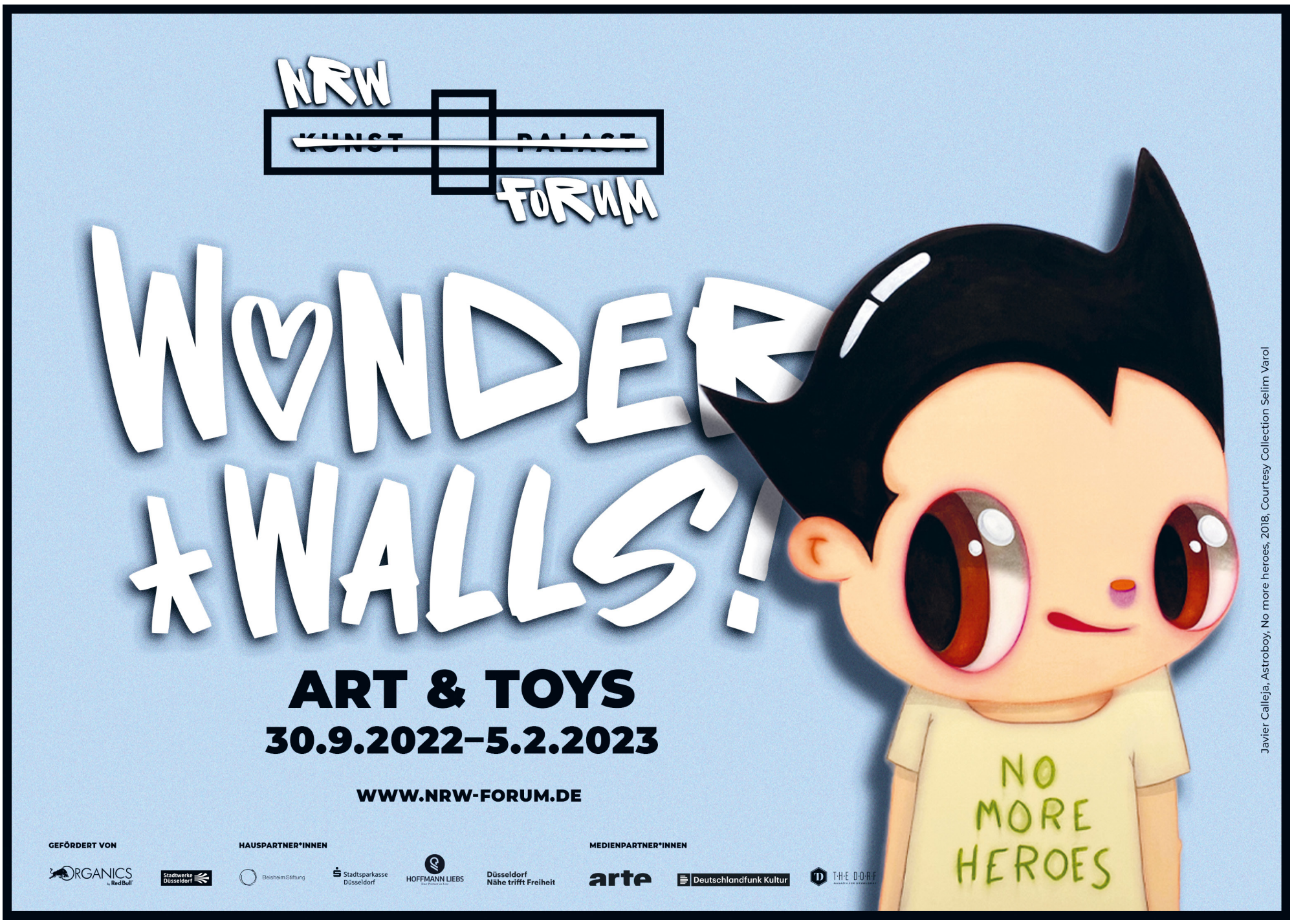
CHAU Es ist einem nie egal, wie man gesehen wird, aber in Social Media ist die Selbstdarstellung eine aktive eigene Entscheidung, die nicht automatisch in der Generation liegt.

SOPHIE In unserer Gesellschaft wird sehr viel Wert darauf gelegt, dass man mit anderen Menschen etwas macht und das möchte man auch nach außen teilen. Es kann teilweise wie ein Status wirken mit wie vielen Leuten man sich trifft.

JOHANNA Es ist in der jetzigen Zeit normal, sich selbst darstellen zu müssen. Es gehört wohl oder übel zu dieser Generation dazu, obwohl es schon stressig ist, immer von allen beobachtet zu werden.

SOPHIE Ich denke, dass es manchmal schon schön wäre, wenn man nicht die ganze Zeit sich Gedanken über die eigene Selbstdarstellung machen müsste. Es verleitet einen schnell dazu, sich mit anderen zu vergleichen und an sich selbst zu zweifeln. Richtig mit sozialen Medien umzugehen, muss man sich erst mal erarbeitenn. Wir sind mit sozialen Medien aufgewachen. Wir kennen es nicht anders und es ganz abzulehnen ist eher die Ausnahme, auch wenn es in manchen Fällen mal ganz gut tun würde.

ANZEIGE



Ein Bild sagt mehr

Anders als Musik ist bildende Kunst weniger unmittelbar zugänglich. Man muss den Kopf einschalten, man wird nicht ausschließlich emotional berührt. Kunstlehrerinnen stehen als Vermittler zwischen Künstler, Bild und Schülern. Dass das gesprochene Wort oder der geschriebene Text in der darstellenden Kunst nur wenig zum Verständnis beitragen kann, postulieren unsere Autorinnen gleich zu Beginn. Wir können interpretieren, ahnen, vermuten. Die Klarheit der Aussage, die in einem rationalen Gespräch möglich ist, bleibt in der Kommunikationsform „Kunst“ grundsätzlich unerreichbar, denn Künstler und Betrachter kommunizieren über das Werk als Stellvertreter.

Das Drama der Kommunikation: wie vermag ich es am besten meine Vorstellungen nach außen zu bringen, zu kommunizieren? Finde ich die passenden Worte?
Kunstwerke, Bilder werden geschaffen, gerade weil man das Vorgestellte nicht mit Worten angemessen mitteilen kann (auch wenn der künstlerische Mensch ahnt, dass selbst sein ungleich komplexeres Bild nur eine Annäherung an das Gemeinte sein wird.)
Genau deshalb versuche ich in meinem Beitrag auf dieser Seite weniger auf Worte und auf sprachliche Reflexion zurückzugreifen. Vielmehr möchte ich – quasi als Vorschlag für eine im Bereich der bildenden Kunst naheliegende und kreative Kommunikation – versuchen,

VON ANNETTE STÖCKLER

Bildvorstellungen beim Lesenden und Betrachtenden in Gang zu setzen.
Man könnte zum Beispiel erleben, wie sich die Wirkung des Bildes und mithin seine Botschaft verschiebt, wenn man nur einen kleinen Baustein aus dem vorhandenen Zeichengefüge verändert oder herausnimmt, dass jedem Bild eine Vielzahl von so-und-nicht-anders Entscheidungen, zugrunde liegen.

Gegenentwurf zur Wirklichkeit

In meinen künstlerischen Erfindungen kann ich mir die Welt selbst einrichten, einen Gegenentwurf zur Wirklichkeit erfahrbar machen.
Wir, die Betrachtenden, nehmen die dominante Ordnung im Foto, die „Fast“-Symmetrie, die getrübten Farben wahr: Sind Rückschlüsse auf den Autor erlaubt? Ein kontrollierter Charakter, der die Leere der Fülle vorzieht..., oder so ähnlich? Vielleicht aber ist sich der Künstler über die Wirkung von Bildsprache bewusst, dass er sie einsetzt, um uns etwas vorzugaukeln? Den Künstler kennen wir nicht. Er und seine Intentionen ver-

Fotomontage von Maks Barbulovic, Q2, 2015

bleiben auf der anderen Seite. Dafür „schenkt“ er uns das Bild. Das soll zu uns sprechen. Ob oder wie wir uns damit abmühen, nimmt er mit einer gewissen Neugierde zur Kenntnis. Gerne (hört er) Applaus!

Dialog mit dem Bild

Foto: Stefan Draschan

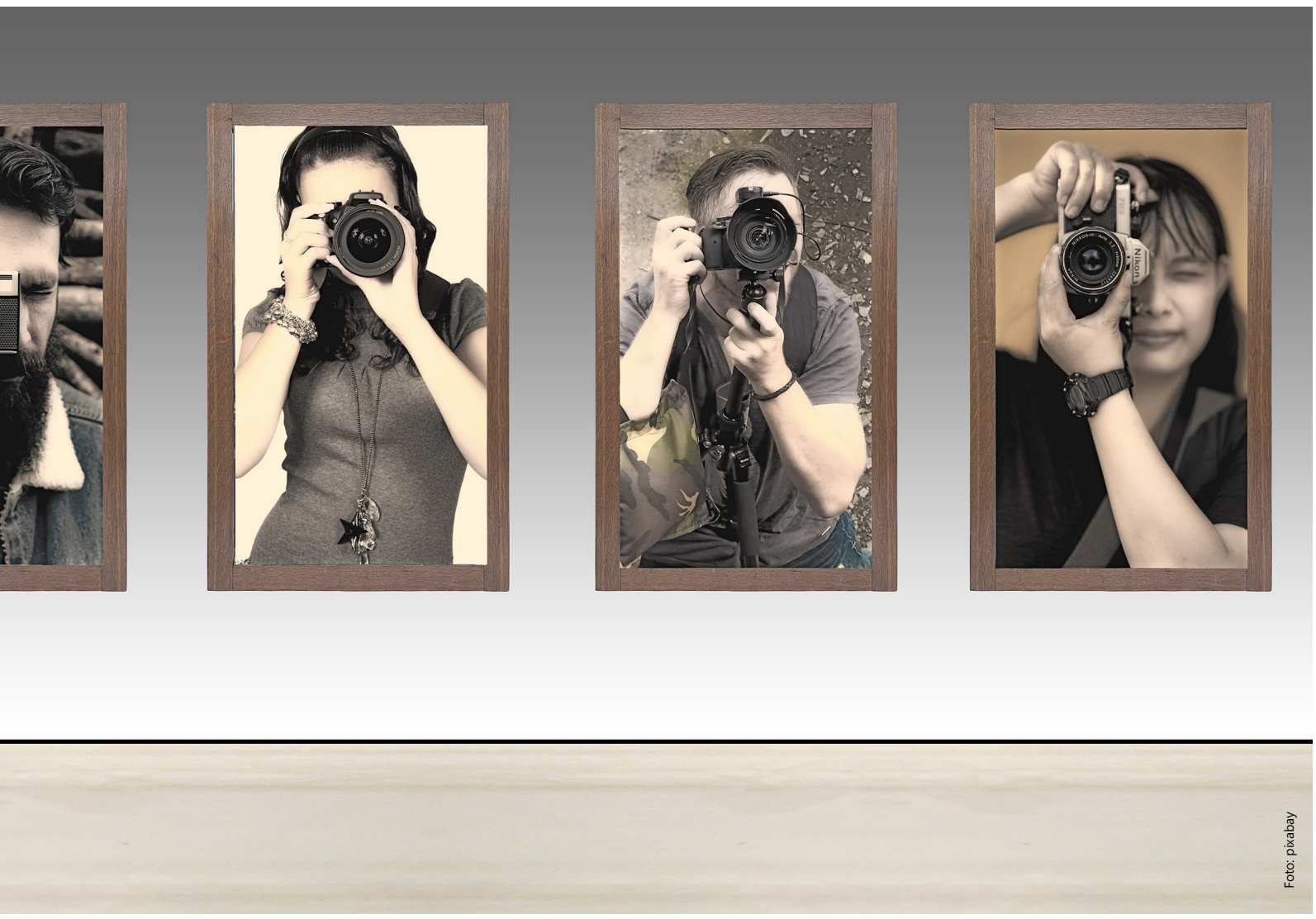


Foto: pixabay

Das Bilder-Machen und das Bilder-Verstehen sei ein Dialog? Wie ein Ping-Pong-Spiel zwischen Sender und Adressaten? Nur dass sich die Gesprächspartner nicht direkt, sondern „übers Bild“ begegnen. Sie bleiben am Netz hängen. Eigentlich sind sich die Matchpartner gleichgültig. Nur das Bild zählt. Ihm ist es egal, ob es „ein Hinein oder ein Heraus“ ist.
Nichts wünscht sich der Künstler mehr als ein Publikum. Nichts wünscht sich der Künstler weniger als mit Worten sein Bild zu erklären. Stumm steht er vor dem Publikum und wartet auf die Resonanzwirkung - und lässt sein Bild reden.

Foto: Privat

Selbstdarstellung

Pausenlos flirren Bilder durch den Äther. Kaum mehr Worte brauchen wir um zu beweisen (mitzuteilen / zu zeigen), dass es uns fantastisch geht. Das Bild gibt unseren Status an.
Jeder kann es lesen. Das Leben ist super; Worte fliegen raus. Höchstens: „Liebe alle, schaut her, das bin ich ...“

Was soll das? Oder: Mit Bildern provozieren

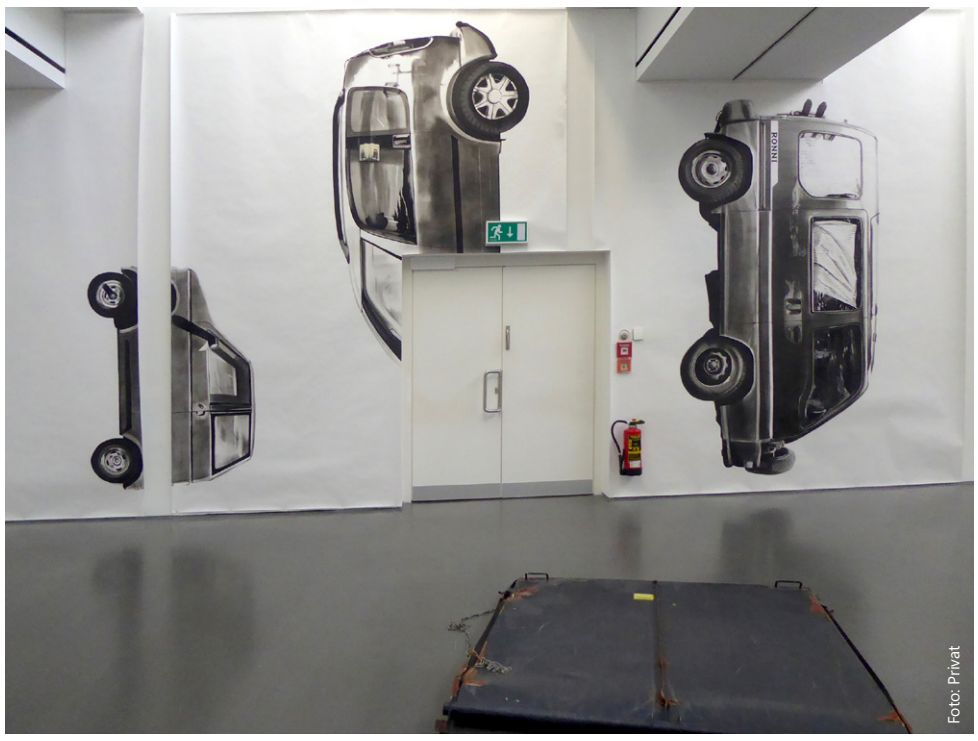


Foto: Privat

Warum hat man aus dem Bild eine Ecke (oder: einen Teil) herausgeschnitten? Warum hat man die Autos hochkant geparkt? Warum so viel Können für so viel Quatsch?

Direkt das Ganze

Schülerarbeit

Unmittelbar und komplett hängt das Bild im Raum. Im Gegensatz zu Musik und Text, die sich in einem Hintereinander, in der Zeit entfalten. Hier also: Direkt das Ganze! Du gehst vorbei, nimmst es wahr: ach ja... und legst es ad acta. Doch Achtung: Dir könnte eine ganze Welt entgehen! Du kannst auch stehen bleiben und „eintauchen“. Das Bild macht ein Angebot. Gefahrlos, nicht beleidigt, wenn Du es nicht annimmst. Der Künstler hat es „in die Welt entlassen“ und ist verschwunden. Nun gehört es dem, der hinschaut, dem es etwas bedeutet. Doch wenn Du den Faden aufnimmst, wirst Du sofort wissen, dass das Bild Dich nicht bestätigen wird. Du kannst alles hineinwerfen oder herausholen und doch weißt Du um die Unabgeschlossenheit Deiner Bemühungen gegenüber dem fertigen, dem vieldeutigen Bild.

„Gut, dass wir mal drüber gesprochen haben!“

Was den Kunstunterricht in seinem Wesen ausmacht, ist das Tun. In einen Kunstraum komme ich, nehme mir meine Arbeit, ein Blatt Papier, ein Stück Kohle, ein Brett, eine Leinwand, einen Klumpen Ton und dann versinke ich in mir und in meiner Auseinandersetzung mit dem Material. Im besten Falle sitze ich an einem Tisch mit Freunden und höre auch Musik. Meist arbeite ich so über Wochen konzentriert und treffe instinktive Gestaltungsentscheidungen. Was vielen dieser Erfahrungsberichte gemein ist, ist im besten Fall das Gefühl der Entschleunigung, des Bei-Sich-Seins. Aber auch der individuellen Auseinandersetzung.
Der Kunstunterricht kann aber auch andere Bildwelten erkunden, sehr fremde Kunstideen nachvollziehen helfen. Dann schauen wir Bilder und Dinge vielleicht aus früheren Zeiten und finden dafür Worte und tauschen uns aus. Aber wie können wir etwas analysieren, etwas interpretieren, was so individuell entstand. Wieso finden wir in diesen instinktiven Gestaltungsentscheidungen plötzlich Strukturen und Kompositionen und Gesetzmäßigkeiten? Manchmal entsteht in einer Gruppe dann Widerspruch. Kunst könne man gar nicht eindeutig interpretieren. Jede Interpretation sei prinzipiell richtig, denn Kunst entziehe sich diesem analytischen Zugriff. Aber stimmt das, spricht Kunst zu jedem anders?

VON ALEXANDRA WOLF-HÖFGES

Wichtig ist daher zunächst die individuelle, kreative Annäherung an das Werk. Über Wortwolken, Skizzen, Sprechblasen, Elfchen und kleine Texte nähern sich die Schülerinnen und Schüler den Bildern und entdecken im Austausch einen gleichen Interpretationsansatz.
Es ist ein interessanter Prozess, wenn eine Gruppe von Lernenden in einer Ansammlung von spontan gefundenen Reaktionen auf ein Kunstwerk Ähnlichkeiten entdeckt. Warum finden die meisten Mitschülerinnen und Mitschüler dieses Bild hektisch? Warum entdecken wir in diesem Stilleben den Tod? Von diesem gemeinsamen Ausgangspunkt erobern wir dann das Bild. Wir fragen uns also, welche Gestaltungsmittel eben diese Wirkung entfalten und kommen der Sprache des Bildes ein Stück näher. Dabei kann die Analyse und Interpretation für Schülerinnen und Schüler nur im Austausch, im gemeinsamen Gespräch geschehen, während die Produktion von Kunst, die Gestaltung gut alleine stattfinden kann.

THEATER

Die Kraft der Kommunikation im Theater

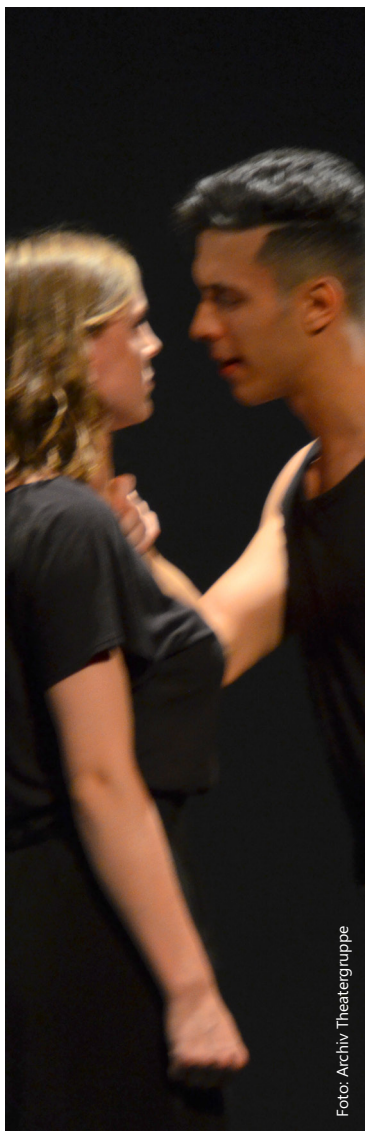


Foto: Archiv Theatergruppe

Die Fähigkeit zur Kommunikation ist uns nicht angeboren. Den Austausch mit anderen Menschen über das Senden und Empfangen von Informationen müssen wir erlernen. In ganz besonderer Form unterstützt die Kunst des Theaters diesen Lernprozess. Das gilt für die Akteure auf der Bühne, aber natürlich auch für ihr Publikum.

Theater am Goethe bedeutet schon seit vielen Jahren mehr als nur eine fertige Textvorlage umzusetzen, Kindern fremde Worte in den Mund zu legen. Theater am Goethe bedeutet Eigenes schaffen, mit Wörtern und mit Bewegungen. Wir versuchen unseren Schüler*innen beizubringen, ihren Körper und ihre Sprache – nicht selten sind es Sprachen – fürs Theaterspielen, für Kommunikation auf der Bühne zu entdecken. Das bedeutet aber auch, dass sie den Mut haben müssen, ihre Sprache und ihren Körper kennenzulernen. Mut deswegen, weil das voraussetzt, ehrlich zu sich selbst zu sein und zu erkennen, dass Körper und Sprache wichtige Werkzeuge unserer Kommunikation sind und ganz bewusst als solche genutzt werden müssen, um zielführend eingesetzt werden zu können.

VON SINJE SYBERT

Die Säge schlägt nur sehr mühsam den Nagel in die Wand. Oder um es mit anderen Worten zu sagen, Theater braucht nicht immer lange Dialoge, um Geschichten zu erzählen, Probleme oder Fragen an die Welt aufzugreifen, manchmal überträgt sich ein Gefühl, eine Stimmung viel mehr durch die Bewegung.

Für unseren Theaterunterricht bedeutet das, dass wir ganz gezielt Übungen einsetzen, die das Bewusstsein für den eigenen Körper schulen. Das fängt bei Atemübungen an und endet nicht selten in komplexen Tanzchoreografien. Der Tanz spielt ohnehin eine wichtige Rolle im musisch-künstlerischen Erleben unserer Schüler*innen. So pflegen wir seit Jahren schon eine enge Kooperation mit dem Tanzhaus NRW. Tanzpädagog*innen kommen zu uns an die Schule und ermöglichen den Kindern, sich, ihre Welt und ihre Mitmenschen durch Tanz und Bewegung erfahrbar zumachen. Davon profitieren wir auch im Theaterbereich. Und so scheint es, natürliche Genese zu sein, dass der Tanz auch immer wieder Teil unserer Inszenierungen wird. Von der Theater AG 6, über den Differenzierungskurs Theater 9/10, bis hin zum Englisch Theatre oder dem Projektkurs Theater in der Oberstufe, wir bewegen uns im Theater und das bewegt.

Wenn wir Theater am Goethe machen, von der einzelnen Szene bis hin zum vollendeten Stück, heißt das aber auch, dass die Aufgabe unserer Schüler*innen darin liegt, Bilder zu schaffen, die etwas aussagen, Bilder die neugierig machen und mit dem Publikum kommunizieren. Sprachliche Bilder, aber ganz offensichtlich auch Bilder für das Auge des Zuschauers. Jedes Element auf der Bühne spricht zum Zuschauer. Oder um es mit Watzlawick zu sagen: Die Bühne kann nicht nicht kommunizieren.

Das Bühnenbild, die Requisiten, die Kostüme, das Licht, die Töne, die Musik und nicht zuletzt die Schauspieler*innen sind Teil der Kommunikation mit dem Zuschauer.

Eine leere Bühne ist nicht einfach nur eine leere Bühne, sie sagt was aus, sie macht etwas mit Akteuren und Publikum. Und das Publikum reagiert. Es ist verwundert oder irritiert, vielleicht fokussiert auf Geräusche und Gerüche. Fakt ist, die leere Bühne ist nicht nichts. Im besten Fall hat sie ihre Funktion. Das muss den Schaffenden bewusst gemacht werden. Unser Theaterunterricht versteht sich daher oft auch als Ort des Eprimentieren-Dürfens. Ebenso wie die Bewegung hat zum Beispiel auch ein einzelnes Requisit die Kraft, eine Geschichte zu erzählen. Und so lassen wir unsere Schüler*innen ausprobieren und selbst erfahren. Ein einfacher Schlafsack zum Beispiel mag auf den ersten Blick ein einfacher Schlafsack sein, kann aber im nächsten Moment zum Mantel umfunktioniert werden, er kann Zufluchtsort, Kokon, Teil eines Schützengrabens, ein überdimensionaler Wurm, eine Zwangsjacke oder ein Zuhause sein. Je nachdem in welchen Kontext er eingebettet ist, kann er fast alles sein, weil das Theater nicht nur mit dem Verstand seiner Zuschauer kommuniziert, sondern darüber hinaus auch mit seiner Imagination, seiner Phantasie.

Der Zuschauer – wie nun bereits auch schon mehrfach angedeutet – stellt also einen weiteren wichtigen Part der Theaterkommunikation dar. Er ist Empfänger dessen, was ihm dargeboten wird. Er ist derjenige, der den Wurm als solchen im Schlafsack erkennen muss, um darauf reagieren zu können. Tut er das nicht, obwohl vom Schauspieler/der Schauspielerin so intendiert, entsteht ein Missverständnis und er ist womöglich irritiert. Das muss jedoch im Theater gar klein Problem darstellen, da der Zuschauer zwar in den meisten Fällen für sich auf das Gesehene reagiert, aber eben nicht in einer Wechselwirkung mit den Akteuren, er ruft nicht der Bühne entgegen: „Ich verstehe nicht, was der Schlafsack da macht, welche Bedeutung er hat!“. Er ist meist dazu gezwungen, seinen spontanen ersten Impuls aufzuschieben und in diesem Moment in einen inneren Dialog mit sich selbst zu treten. Eine weitere Kompetenz, die das Theater uns lehrt und die im Alltag manchmal verloren geht. In dem Moment hinterfragt er nämlich seine Wahrnehmung, das Gesehene und vielleicht auch sich selbst.

Im besten Fall erschließt sich die Szene für ihn bereits schon in der nächsten oder vielleicht am Ende des Stücks. Und wenn nicht, dann wird er das Gespräch mit anderen Zuschauern, den Schauspieler*innen oder erneut mit sich selbst suchen.

Darüber hinaus gehört zum Theatererleben am Goethe schon immer das „Nachgespräch“ dazu. Das Publikum darf mit denen, die ein Stück erschaffen und gespielt haben, in kommunikativen Austausch treten. Die Mauer, die unsichtbare vierte Wand wird spätestens dann durchbrochen und Akteure und Publikum führen ein meist für beide Seiten sehr gewinnbringendes Gespräch.

Es zeigt sich also, dass sich das Theater oftmals einer sehr bewussten und reflektierten Kommunikation bedient – auf allen Ebenen – und daher im schulischen Kontext eine wichtigen Beitrag zur Aneignung kommunikativer Kompetenzen unserer Schüler*innen leistet, um dann auf eine höhere Ebene der Kommunikation treten zu können.

Man darf und kann Theater verstehen, indem man es in seine Einzelteile zerpflückt und diese rationalisiert, indem man in ihnen einen tieferen Sinn sucht, deutet und interpretiert. Theater darf aber auch durch das Gefühl verstanden werden. Und im Gegensatz zu all den möglichen Deutungen, die eine Szene, das gesamte Stück zulässt, ist das Gefühl meist unmissverständlich

■

TANZ

Tanz – Eine Sprache für alle

Der Tanz erfüllte im Laufe seiner Entwicklung schon viele Funktionen. Seit seiner Entstehung ist er nonverbale Darstellungs- und Ausdrucksform des Menschen. Die ältesten erhaltenen Dokumentationen des Tanzens sind indische Höhlenmalereien, die wohl im Zeitraum zwischen 5000 und 2000 vor Christus entstanden sind. Der Körper wird in dieser Zeit als Kommunikationsmittel genutzt, verschiedene Stämme können sich so zu erkennen geben und Nachrichten austauschen.

VON CHARLOTTE THÖNES

Zu Zeiten der Kolonialisierung Amerikas tanzten verschleppte Sklaven in Brasilien Capoeira, eine Verbindung von Tanz und Kampf. Der Tanz verlieh ihrem Widerstand und Überlebenskampf Ausdruck.

Der Ausdruckstanz in Europa der 1920 Jahre kritisierte die Mechanisierung oder auch die Fragmentierung einer Gesellschaft in Industrialisierungszeiten.

Hip Hop war Ende der 1960er und 70er Jahre für afroamerikanische

Jugendliche Ventil und Ausdruck sozialer Ungerechtigkeiten in amerikanischen Großstädten wie Los Angeles oder New York und John Travolta repräsentierte als Tony Manero den selbstverliebten Narzissten der 1970er Jahre in Saturday Night Fever

„May I hug you“ heißt die aktuelle Programmreihe des Tanzhauses NRWs und fragt, wie vertrauensvolle Beziehungen zwischen Mensch und Mensch, Mensch und Umwelt, zwischen Institution und Stadt nach zwei Jahren Pandemiegeschehens neu wachsen können und welche Rolle der Körper dabei in Zukunft spielen kann und muss.

Und welche Funktion erfüllt Tanz in Schulen?

Tanzprojekte in der Schule verknüpfen ästhetisch-kreative mit sozialen Absichten und fördern fast unbewusst Integration. So können Berührungsängste oder Vorurteile beeinflusst und somit eine neue Gruppendynamik geschaffen werden. Wie kein anderes Medium kann Tanz Menschen körperlich und emotional verbinden. Die Bandbreite ist hier groß – vom klassischen Paartanz oder in der Dynamik des Gruppentanzes: Tanz ist mehr als die reine Abfolge von mehr oder weniger komplizierten Tanzschritten.

Aufgrund der langjährigen Kooperation mit dem Tanzhaus NRW ist Tanz fester Bestandteil des Sportunterrichts der Klasse 5a. Die Klasse beschäftigt sich ein Jahr auf künstlerisch produktive Weise mit dem Tanzen und präsentiert das Ergebnis dieser Arbeit kurz vor Schuljahresende auf der großen Bühne des Tanzhauses NRW.

Ein Beispiel für das verbindende Element des Tanzens ist die Geschichte des ukrainischen Jungen Serhii. Er kam im Sommer neu in die Klasse und konnte noch kein Deutsch. Die Verständigung mit dem jungen Ukrainer lief daher nur mit Händen und Füßen und umständlich unter Zuhilfenahme von Google Translator. Beim Tanzen aber gab es keine Sprachbarriere. Schrittfolgen, Bewegungen, Takt und Musik waren die Sprache und Verständigungsgrundlage. Die Integration Serhiis in die Klassengemeinschaft gelang auf diese Weise schnell und unkompliziert. Der gelungene Auftritt auf großer Bühne war Ausdruck dieses Erfolgs.

Tanz ist nonverbale Kommunikation, er verbindet Menschen und integriert sie, er repräsentiert Gesellschaften und kritisiert Gesellschaftsstrukturen. Schenken wir ihm ein wenig mehr Beachtung. Er hat etwas zu sagen.

Foto: Annika Wolf

MUSIK

Ohne Musik wäre das Leben ein Irrtum.*

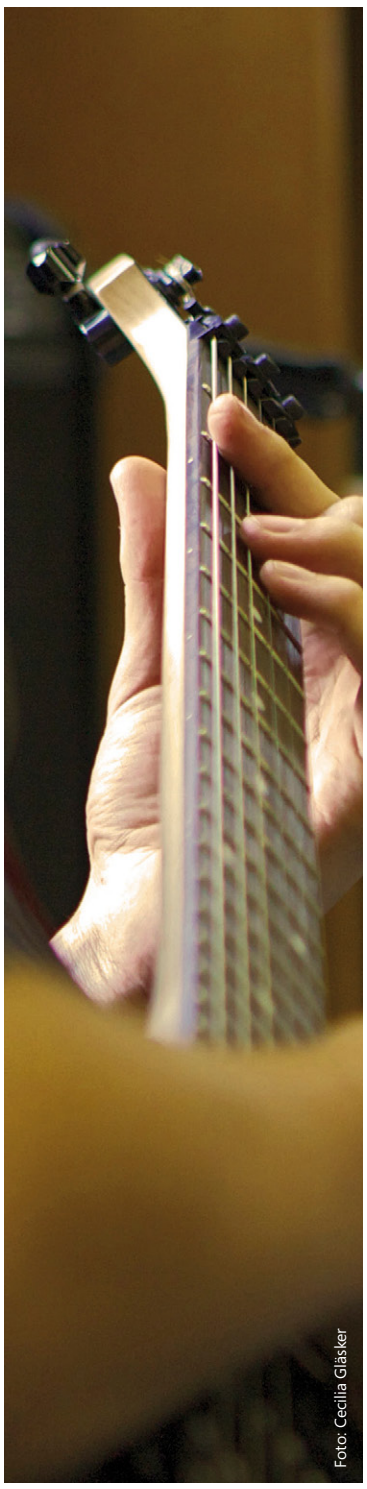


Foto: Cecilia Gläsker

Musik ist Kommunikation – zwischen den Musikern auf der Bühne untereinander, zwischen Musikern und Hörern. Musik ist aber kein Luxusgut, sondern etwas ganz Natürliches: eine Sprache. Schon im 18. Jahrhundert galt Musik als Sprache des Herzens, deren Ursprung ebenso wie bei der gesprochenen Sprache im Ausdruckswillen der Menschen gesehen wurde. Im Fall der Musiksprache geht es aber weniger um das konkrete Verstehen oder um Verständigung, Kommunikation und Verständigung sind hier nicht gleichzusetzen. Die Kommunikation findet vor allem emotional statt. Dadurch hat die Musik einen Mehrwert, der das Musik-Erleben vielschichtiger und interessanter macht.

Fächer wie Deutsch oder Mathematik gelten zwar als wichtiger, um Schülerinnen und Schüler auf das Berufsleben vorzubereiten. Aber Studien haben gezeigt, dass Musikunterricht und Musikmachen einen wichtigen Beitrag zur sozialen Entwicklung der Kinder leistet. Gemeinsames Musizieren erfordert fein aufeinander abgestimmtes Aufeinander-Hören. Gleichzeitig wird damit die Wahrnehmung des Anderen geschult. Außerdem stellt Musik für das Gehirn eine große Herausforderung dar, so werden nebenbei Gedächtnis und Aufmerksamkeit trainiert. Musizieren hat darüber hinaus ein unmittelbar belohnendes Ergebnis: Wenn es passt, klingt es schön. Auch das für Gefühle zuständige limbische System im Gehirn wird durch Musik angeregt. Musik kann deshalb Emotionen auslösen und beim Zuhörer Gänsehaut verursachen. Manchmal verbindet sich auch Musik mit Erlebnissen. Hört man sie wieder, dann kommen auch die Erinnerungen und Gefühle wieder. Musik funktioniert dann wie eine Sprache, in der bestimmte Ereignisse festgeschrieben sind.

Musik ist aber nicht ein weiteres Instrument, das dazu beitragen soll, einen sozialeren, leistungsfähigen Menschen zu schaffen. Musik ist viel mehr, sie ist ein Urbedürfnis, ist etwas Archaisches, auch wenn die meisten von uns diesem Bedürfnis nur noch auf sehr technisierte Weise nachkommen. In der Forschung ist man sich inzwischen sogar sicher, dass das Singen vor der Sprache entstand. Warum hätte sich das Musizieren entwickeln sollen, wenn es nicht evolutionär ein Vorteil war? Das Gemeinschaftsbildende, das die Musik schaffen kann, war offenbar im Überlebenskampf ein Vorteil und sich zu einem so wenig verzichtbaren Gut entwickelt wie Nahrung.

Musikunterricht am Goethe-Gymnasium im Klassenverband und in außerunterrichtlichen Arbeitsgemeinschaften trägt zu all dem bei: Im Unterricht informieren wir uns über eben solche Sachverhalte, musizieren gemeinsam und planen größere Projekte. In den AGs, den musikalischen Ensembles, wie den Chören, dem Orchester und der Band lernen wir aufeinander zu hören, miteinander zu hören und erleben Freude und tiefe Emotionen. Alle Angebote stehen allen Kindern und Jugendlichen offen, unabhängig von ihrem Geldbeutel. Und wenn beim Konzert der emotionale Funke überspringt, die Gemeinschaft stark ist, die Eltern ein Tränchen verdrücken, kann man auch noch erkennen wie wichtig

VON CAROLINE PIFFKA

es uns allen ist uns mitzuteilen und gehört zu werden. In unserer rationalen Welt ist es schön zu erleben, dass es bei Musik auch um nicht konkret Fassbares, Analysierbares geht.

In einer Demokratie ist die Musik als Form der Teilhabe aller, für jeden Einzelnen oder in Gruppen, sogar ein Baustein neben Frieden, Bildung, Wohlstand und Rechtsstaat. Demokratie braucht die Kommunikation mit ihren Bürgerinnen und Bürgern, und gemeinsames Erleben von Musik gehört zwingend dazu. Musikalische Fähigkeiten einerseits und andererseits die Wirkung von Musik auf Menschen ermöglichen dabei neue Einsichten und Erlebnisse. Besondere Erlebnisse wie Musicalaufführungen oder Bandkonzerte gibt es immer wieder, sie verändern Spieler*innen und Hörer*innen nachhaltig. Im Umkehrschluss kann musikalische Abstinenz – wie im Pandemiefall ohne Veranstaltungen – ein Gefühl von Hunger auslösen und dazu führen, sich den Wert von Musik erneut bewusst zu machen.

*** Friedrich Nietzsche**

Foto: Michael Tech

Kommunikation im Unterricht.

Petri Heil, Petrus!

VON MICHAEL TECH

Das Wissen um die Mechanismen der Kommunikation im Alltag ist zum Gemeingut geworden. In jedem Deutschbuch der Mittelstufe findet sich inzwischen das Kommunikationsmodell von Friedemann Schulz von Thun mit den bekannten „vier Seiten einer Nachricht“. Einige Beispiele aus seinem dreibändigen Werk „Miteinander reden (Augsburg 1989) sind sicher bekannt: Ein Paar sitzt gemeinsam beim Essen und der Mann fragt: „Was ist das Grüne in der Suppe?“ Die Antwort der Frau, die offensichtlich gekocht hat, zeigt, dass in der Kommunikation etwas schief gegangen ist, denn ihre Reaktion lautet: „Wenn es dir nicht schmeckt, dann iss doch bei deiner Mutter!“ Die erste Seite, die Sachebene, ist objektiv und klar – das ist etwas Grünes in der Suppe. Die Beziehungsseite offenbart, dass die Frau gekocht hat und wohl wissen wird, was das Grüne ist. Die Selbstoffenbarungsseite der Nachricht zeigt, dass der Mann nicht weiß, was Kapern sind, denn um die soll es sich in von Thuns Beispiel handeln. Und die Appellseite sagt schlicht: sag` du es mir! Dummerweise besitzt nicht nur der „Sender“ der Nachricht diese vier Seiten, sondern auch die Empfängerin, die die Nachricht anders interpretiert, oder um in der Terminologie von v. Thun zu bleiben, decodiert.

In Jochen Grells Standardwerk „Techniken des Lehrerverhaltens“ (Köln, 15. Auflage 2001) wird diesem Thema besondere Aufmerksamkeit geschenkt, insbesondere dem Aspekt der Konnotation, in diesem Fall den der Aussage hinzugepackten Gefühlen und subjektiven Wahrnehmungen (ebd. S. 48 ff.), also der Beziehungs- und Selbstoffenbarungsseite. Interaktionsanalytisch kann die Lehrkraft an dieser Stelle viele potenzielle Missverständnisse vermeiden, indem z.B. zunächst mit der Wortwahl der Schülerinnen und Schüler gearbeitet wird (das Grüne), bevor eine eventuell fachsprachlich korrigierte Schlussfolgerung durch die Lehrperson gezogen wird (die Kapern).

Als wäre das nicht schon kompliziert genug spielen weitere Faktoren hinein, z.B. die Körpersprache, also Mimik – denkbar wäre hier ein angeekelter Gesichtsausdruck des die Suppe löffelnden Mannes -, die Gestik und die Proxemik, also die Bewegung oder die relative Position zueinander im Raum. Und nicht zuletzt kommen noch die Intonation und Modulation der Stimme hinzu, also z.B. ein ironischer „Unterton“.

Zum Glück haben alle Menschen eine lange gemeinsame evolutive und kulturelle Entwicklung hinter sich, so dass wir über einen großen gemeinsamen „Zeichenvorrat“ verfügen. Das hilft uns, die allermeisten Kommunikationssituationen ja doch irgendwie zu meistern.

Weitere Probleme in Sicht? Aber ja!

Seit Jahren füllt der „Comedian“ Mario Barth ganze Stadien mit den kommunikativen Missverständnissen zwischen Mann und Frau. Mit ganzem Körpereinsatz reproduziert er die Forschungen des Coaching-Ehepaares Pease („Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken“, dt. Ausgabe München 2000) oder der Sprachwissenschaftlerin Deborah Tannen (z.B. „Das habe ich nicht gesagt“, USA 1986, dt. Ausgabe Hamburg 1992). Neurobiologische und physiologische Befunde bestätigen, dass es wirklich deutliche Unterschiede gibt: Frauen denken eher bilateral mit beiden Gehirnhälften und ergänzen objektive und rationale Sachverhalte häufig durch emotionale Aspekte, Männer dagegen denken eher „einseitig“ und können entweder die Sportschau gucken oder ein Beziehungsgespräch führen – aber nicht beides gleichzeitig. Vieles ist natürlich erlernt, also ein soziologisches Konstrukt, die biologischen Unterschiede sind jedoch deutlich messbar und beruhen auf genetischen, neurobiologischen und physiologischen Gegebenheiten.

Nun haben wir also ein ganzes Bündel an Fallstricken in der Kommunikation: vier Seiten, Körpersprache, Stimme und Geschlechtsunterschiede. Doch ein weiterer wichtiger Aspekt fehlt noch.

Das Goethe Gymnasium ist eine Schule mit Schülerinnen und Schülern aus über 80 verschiedenen Nationen, mit unterschiedlichen Kulturen, Sprachen und Religionen. Auch hier hilft zum Glück eine lange gemeinsame Evolution, doch gewisse Unterschiede lassen sich leider nicht wegwünschen.

Grafik: Archiv

„Die vier Seiten einer Nachricht“ - Kommunikationsmodell nach Friedemann Schulz von Thun

So existieren in der Körpersprache häufig deutliche Unterschiede. Nehmen wir z.B. die so genannte Individualdistanz, also der Abstand, den wir gegenüber fremden Personen einnehmen und mit dem wir uns wohlfühlen. Gegenüber Freunden oder vertrauten Kollegen kann diese Distanz ohne Probleme unterschritten werden. Dieser Instinkt, einen gewissen Abstand zu wahren, ist evolutionär bedingt und kann auch bei Tieren gut beobachtet werden, die entweder entspannt ruhen, fliehen oder kämpfen. Dieser Instinkt ist jedoch in vielen Kulturen „überformt“, das heißt, gesellschaftliche Traditionen und Konventionen haben dazu geführt, dass Unterschiede entstanden sind. So wird die angenehme Individualdistanz in vielen asiatischen Ethnien anders empfunden als in Europa; sie ist nämlich größer. In mediterranen oder nordafrikanischen Kulturen hingegen wird eher eine geringere Distanz eingenommen, im Nahen Osten existieren wiederum deutliche Geschlechts- und Statusunterschiede. Nicht umsonst werden Siemens-Manager, bevor sie zur Geschäftsreise nach Japan aufbrechen, zum Seminar für interkulturelle Kompetenz geschickt. Noch immer kursieren in den Fluren der großen Unternehmen die Anekdoten von verlorenen Millionenverträgen, weil der deutsche Hans seinen japanischen Kollegen Toshi mit Handschlag und freundlich gemeintem Schulterklopfen begrüßte. Lustigerweise schicken auch die Japaner inzwischen ihre Mitarbeiter auf solche Seminare, so dass nun Hans in zwei Meter Entfernung stehen bleibt, um sich respektvoll zu verbeugen, während Toshi ihm freundlich auf die Schulter klopfen will.

Tatsächlich wird dieses proxemische Verhalten, also Bewegung und relative Stellung im Raum, auch in Standardwerken der Lehrerausbildung thematisiert (z.B. Heidemann, „Körpersprache im Unterricht“, Wiebelsheim 1996, oder Bovet/Huwendiek, „Leitfaden Schulpraxis, Berlin 2008), denn nichts ist Schülerinnen und Schülern unangenehmer, als Lehrkräfte, die diese Individualdistanz unterschreiten, sich bei Klassenarbeiten dicht hinter die Schüler stellen oder in einer nur einseitig empfunden Vertrautheit sogar berühren. Von Schülerinnen und Schülern wird das oft still erduldet, um es sich mit der Lehrkraft nicht zu verscherzen; Kommunikationssituationen werden dadurch aber unnötig belastet.

Der Umgang mit Schülerinnen und Schülern, deren Muttersprache nicht deutsch ist, hat aber neben kulturell bedingten Unterschieden noch weitere Herausforderungen parat: die Interferenzlinguistik. Jeder kennt diese Beispiele – z.B. der deutsche Tourist, der in England im Restaurant die Bestellung aufgibt: „I want to become a beefsteak!“ Der deutsche Muttersprachler schließt einfach von dem phonetisch sehr ähnlichen Wort „bekommen“ auf die identische Wortbedeutung, was in diesem Fall leider falsch ist. Solche Interferenzen gibt es zuhauf; so existieren in der türkischen Sprache z.B. keine Artikel, was es Schülerinnen und Schülern mit türkischer Muttersprache besonders schwer macht, die Genera korrekt anzuwenden. Dafür hat das Türkische sechs Kasus, nämlich zusätzlich den Lokativ und den Ablativ, das Serbische z.B. hat sogar sieben. Hinzu kommen Unterschiede im Sprachbau. Bei analytischen Sprachen spielen morphologische Veränderungen nur eine untergeordnete Rolle. Synthetische Sprachen verschmelzen Wortstämme mit Hilfselementen, die grammatikalische Beziehungen ausdrücken. Wozu der Lateiner nur ein Wort benötigt, z.B. „audiatur“ (3. Person, Singular, Präsens, Konjunktiv und Passiv), braucht man im Deutschen schon vier (es soll gehört werden). Wer sich damit ein wenig auskennt, kann gehäufte Fehlertypen in Klassenarbeiten und Klausuren, z.B. fehlende Artikel, Pronomina, Präpositionen oder falsche Deklination, häufig einer bestimmten Muttersprache zuordnen und durch gezielte Übungen Abhilfe schaffen.

Leider verbreitet sich gesamtgesellschaftlich im Deutschen z.Z. die

Tendenz, die synthetischen Elemente unserer Sprache zugunsten einer vermeintlich einfacheren analytischen Form zu schwächen. Ein gutes Beispiel dafür ist die immer seltener werdende Form des Konjunktiv II zugunsten der Umschreibung mit der Ersatzform „würde“. Deutlich zu erkennen ist das an der zunehmenden Unfähigkeit der Schülerinnen und Schüler, korrekt zu zitieren, also statt „er käme“ heißt es dann „er würde kommen“. Fachterminologie und die korrekte Anwendung der Regeln der deutschen Sprache dürfen nicht zugunsten einer vermeintlichen Schülernähe aufgegeben werden – 80 verschiedene Muttersprachen brauchen einen gemeinsamen Standard, und das ist nun einmal die die deutsche Hochsprache des Gymnasiums.

Doch auch wenn man alles bedenkt: was schief gehen kann, geht schief (1. Gesetz nach Murphy).

Bei der Durchsicht eines Protokolls im Biologieunterricht stieß ich auf das Wort „Petrusscheibe“. Es ging um einen Versuchsansatz in einer Petrischale. Darauf angesprochen behaarte der Schüler darauf, dass ich das so gesagt habe, was ich ausschließen kann, denn bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich von einer „Petrusscheibe“ noch nie gehört. Was war passiert?

Im Genitiv Singular wird der Apostel Petrus zu „Petri“; daher auch „Petri heil“ als frommer Anglerwunsch, denn Petrus war ja von Beruf Fischer, bevor er von Jesus rekrutiert wurde. Tatsächlich ist die Petrischale aber nach dem deutschen Bakteriologen Julius Richard Petri benannt und wird häufig zur Kultivierung von Mikroorganismen und zur Zellkultur genutzt.

Vielleicht war der Schüler nicht nur frommer Katholik sondern auch Hobbyangler, so dass er einen ihm bekannten Sachverhalt einfach auf etwas zumindest phonetisch Ähnliches übertrug. Außerdem ist die runde Form der „Petrischale“ durchaus „scheibenförmig“, so dass der optische Eindruck, den von mir ganz sicher genannten korrekten Begriff der Ober- und Unterschale überlagerte.

„Wie alle Wahrnehmungsprozesse sind auch die im Unterricht ablaufenden selektiv und von situativen sowie persönlichen Faktoren bedingt!“ (Bovet/Huwendiek, „Leitfaden Schulpraxis“, 7. Auflage, Berlin 2008, S. 407)

Dieses Beispiel zeigt deutlich, wie unendlich komplex Kommunikation im Unterricht tatsächlich ist; und falls in Ihrem Unterricht noch nichts schief gegangen ist, dann haben Sie es nur noch nicht bemerkt (2. Gesetz nach Murphy).

■

Sagen Sie jetzt nichts, Frau Steggewentze!

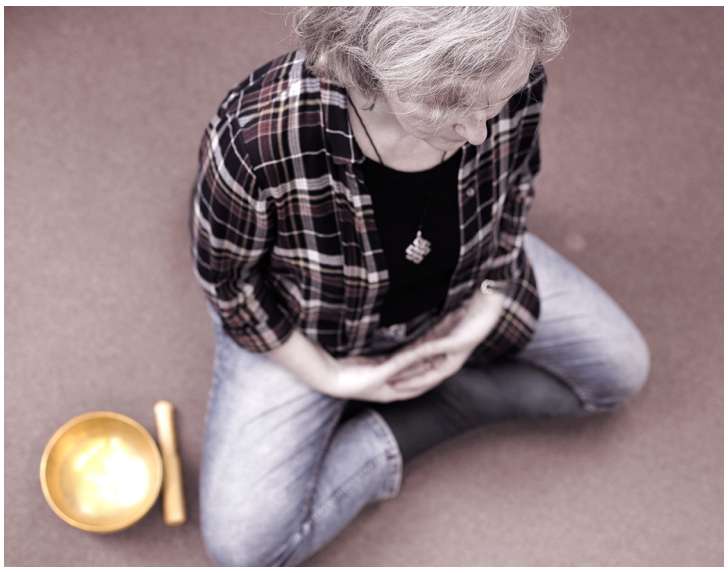
Geboren: 13. März 1966 in Hannover | **Beruf:** Schulsozialarbeiterin
Ausbildung: Dipl. Sozialpädagogin | **Status:** glücklich verheiratet

Das Kernthema dieser Ausgabe des GOETHE LIVE lautet „Kommunikation“. Die Idee dazu kam von **Ines Steggewentze**. *„Natürlich!“*, könnte man sagen. *„Das ist schließlich ihr home turf.“* Aber es ist auch ein Beispiel für kluge Strategie. Über die Schulzeitung den erhabenen Begriff „Kommunikation“ auf den Boden und in die Diskussion zu holen - das ist typisch für ihre angewandte Klugheit.

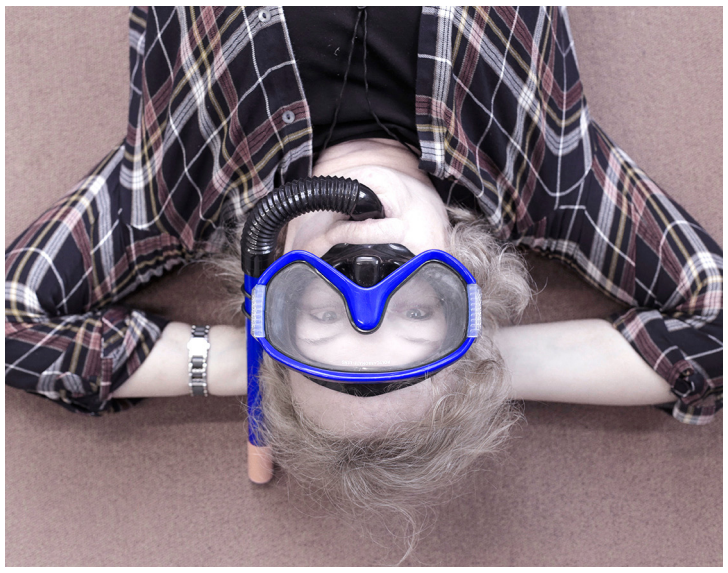
Ines Steggewentzes engagierte Schulsozialarbeit hat das Goethe-Gymnasium besser gemacht. Das alte Gemäuer hat ein Lächeln bekommen. Und wer dazu bereit ist, kann so etwas wie *good vibes* auf den Fluren spüren - gerade so, als würde da jemand jeden Tag auf alle ein bisschen aufpassen.

Text: Caroline Piffka | Fotos: André Valente | Composing: Wolf Schmelter

Müssen Sie auch manchmal streng sein?



Wie verbringen Sie Ihre Freizeit?



Wie schalten Sie ab, wenn Sie schwierige Geschichten mit nach Hause bringen?

Wie schaffen Sie es, dass sich Menschen Ihnen anvertrauen?

Welche Seite an Ihnen kennen wir nicht?

Was bringt Sie so richtig auf die Palme?

Goethe oder Shakespeare?

Foto: Caroline Piffka

Als Informatiker den Humor entdeckten...

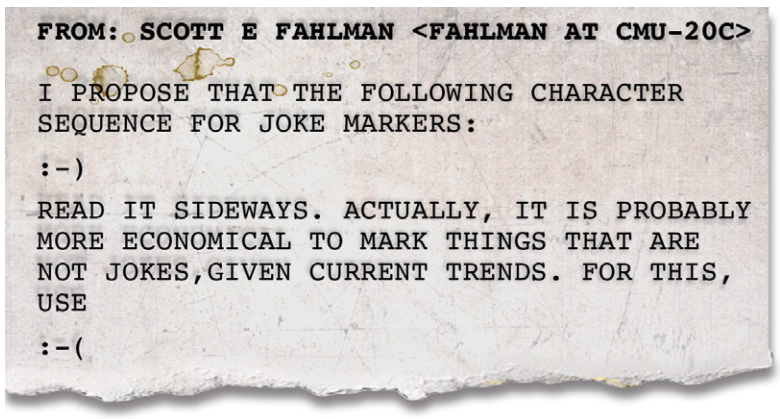
Achtung! Das war ein Witz.

Vor 40 Jahren, am 19. September 1982, schlug der Informatik-Professor Scott Elliott Fahlman vor, nicht ernst Gemeintes im Internet mit den Zeichen :-) zu versehen. So sollte jeder merken, wenn jemand einen Witz gemacht hatte.

An seiner Universität in Pittsburgh schickten sich die Informatikerinnen und Informatiker damals per Arpanet (Vorläufer des Internets) Nachrichten. Die Community habe ausschließlich aus Nerds mit schrägem Humor bestanden. Es wurde also viel gepostet, das als Spaß gedacht war. Doch es habe immer jemanden gegeben, der die Absicht nicht verstand und empört zurückschrieb.

Man diskutierte dann darüber, Witze als solche zu kennzeichnen. Wiederum nicht ganz ernsthaft. Schließlich postete Fahlman seinen Vorschlag: eine Kombination aus Doppelpunkt, Minus und geschlossener Klammer, gemeinsam mit dem Hinweis, es seitwärts zu lesen.

Damit wollte er eigentlich nur die paar Beteiligten kurzfristig amüsieren. Aber offenbar traf er einen digitalen Kommunikations-Nerv. Der liegende Smiley verbreitete sich von der Universität aus über das Arpanet - und schließlich per Internet weltweit. Relativ schnell hat sich das Zeichen erweitert auf alles, was man mit einem lachenden Gesicht assoziiert, also Freude und Zustimmung. Mittlerweile gibt es unzählige solcher Emoticons und deren Weiterentwicklung, der Emojis. Sie werden in Chats milliardenfach verwendet.


FROM: SCOTT E FAHLMAN <FAHLMAN AT CMU-20C>

I PROPOSE THAT THE FOLLOWING CHARACTER SEQUENCE FOR JOKE MARKERS:

:-)

READ IT SIDEWAYS. ACTUALLY, IT IS PROBABLY MORE ECONOMICAL TO MARK THINGS THAT ARE NOT JOKES,GIVEN CURRENT TRENDS. FOR THIS, USE

:-(

Der Begriff „Emoticon“ setzt sich aus den Wörtern „Emotion“ (Englisch für „Gefühl“) und „Icon“ (Englisch für „Zeichen“) zusammen.

Was hat das alles mit Schule zu tun?

Die heutige „Emojis“ sind eine Weiterentwicklung der Emoticons. Die kleinen gelben Gesichter, die Figuren und Gegenstände, kennen wir aus Handy-Nachrichten und dem Internet. Und sie funktionieren sogar, wenn die Menschen unterschiedliche Sprachen sprechen

Das Zeichen hätte sich nicht so schnell verbreitet, wenn die Nutzer nicht der Meinung gewesen wären, dass es zweckmäßig ist, in schriftlicher Kommunikation etwas auszudrücken, was wir sonst körperlich tun. Bei Textnachrichten fehlen nämlich jene Elemente, die im Gespräch verdeutlichen, wie jemand etwas meint: Stimme und Tonfall sowie Mimik und Gestik.

VON CAROLINE PIFFKA

Und sie sind kein schmückendes Beiwerk, sondern tragen ganz zentral zu grundlegenden Aufgaben der Kommunikation bei, nämlich nicht nur die Sicherung von Verständnis, sondern auch genauso stark die Beziehungsarbeit.

Schnell wird geurteilt, Emojis würden die Sprache verstümmeln und den Verfall üblicher Normen der Schriftsprachlichkeit vorantreiben. Dies muss aber viel differenzierter betrachtet werden: Die Schriftsprache wurde für den Distanzbereich etabliert, also für zeitversetzte Kommunikation, in der es wichtig ist alles richtig zu verstehen. Bei der dialogischen Kommunikation können wir aber auf bestimmte Normen verzichten, weil jede Äußerung in einen Kontext eingebunden ist. Wir werfen übrigens auch nicht alle Regeln über Bord, sondern nur die, die wir nicht brauchen. Es bleiben sogar noch viele erhalten, nämlich alle die, die verstehensrelevant sind.

Die Schriftlichkeit ist auch nicht mehr ausschließlich ein Distanzmedium, sondern ein selbstverständliches Medium der Alltagskommunikation. Der erste Zugang zur Schriftlichkeit geht bei Kindern sogar über die digitale schriftliche Alltagskommunikation.

Daher sind wir als Lehrerinnen und Lehrer gefordert, beizubringen unter welchen Bedingungen welche Form der schriftlichen Kommunikation angemessen ist und welche nicht. Das haben die Schulen auch längst erkannt und es wird im Unterricht immer mehr aufgegriffen. Lehrpläne passen sich also dem Sprachwandel an und vermittelt: Es gibt für unterschiedliche schriftliche Zwecke unterschiedliche Normen

Was jedoch auch mit den kleinen Zeichen nicht ganz aufzuhalten ist, sind Missverständnisse. Denn nicht alle Emojis sind völlig eindeutig. Und Menschen verwenden manche in verschiedenen Zusammenhängen mit unterschiedlicher Intention. Da lobt sich Fahlmans liegendes Lach-Gesicht. Damit für große Verwirrung oder ernsthafte Verärgerung zu sorgen, ist nahezu unmöglich. ■

Foto |Composing: Archiv

IMPRESSUM

HERAUSGEBER:
Schulleitung | Goethe-Gymnasium
mit ehem. Rethel-Gymnasium
Lindemannstraße 57,
40237 Düsseldorf
Telefon: 02 11 / 8 92 33 51 / 66
Fax: 02 11 / 8 92 95 50
Mail: gy.lindemannstr@schule.duesseldorf.de

REDAKTION:
Caroline Piffka (v.i.S.d.P.)

ANZEIGENVERTRIEB:
Caroline Piffka

LAYOUT & PREPRINT:
wolfmedia - Agentur für Kommunikation

DRUCK:
V+V Druck, Essen

AUFLAGE:
1.500 Stück, kostenlos

Die Produktion des GOETHE LIVE wird realisiert mit freundlicher Unterstützung durch:

wolfmedia, Agentur für Kommunikation

Förderverein des Goethe-Gymnasiums

Verein der Ehemaligen Rethel- und Goetheschüler

wolfmedia AGENTUR FÜR KOMMUNIKATION

FÖRDER VEREIN GOETHE-GYMNASIUM

Unterstützt durch die Ehemaligen 2EV RHG

SACK REIS

VON ANATOL JOSLOWSKI

Was Zivilisation bedeutet, das wissen wir. Oder könnten es durchaus wissen, seit der österreichische Poet und Liedermacher **Georg Danzer** uns ebenso kurz wie zutreffend erleuchtet hat. In seiner Geschichte *„In der Schnellreinigung“* beschreibt Danzer unsere Sehnsucht, verschmutzte Hosen und Sakkos *[die im österreichischen Idiom natürlich auf der zweiten Silbe betont werden]* in erlebte Sauberkeit zu verwandeln, die dann nach Chemie duftend in kleinen Plastiksäckchen verschwindet. Danzer resümiert in erfrischender Klarheit: *„Das ist eben Zivilisation: In frischen Unterhosen Scheiße bauen.“*

Zum Kernthema in diesem GOETHE LIVE - **Was ist Kommunikation? Und wie geht das?** - wäre Danzers scharfer Blick sicherlich hilfreich gewesen, wenngleich uns seine Analyse wohl kaum gefallen hätte.

Andere Wortmeldungen zum Thema bemühen sich leider auch nicht, uns mit einfachen Antworten zu erfreuen. So schreibt ein **E. A. Rauter** bereits 1972 solch kratzbürstige Sätze wie: *„Wer zu feige ist zum Lügen, der drückt sich unklar aus.“* **Dittsche**, Imbissbudenphilosoph im Bademantel, hätte hier seinen Einsatz: *„Biddäää! UNKLAR ist das Stichwort!“*

Nun... neblig bleibt vieles, was angeblich im Dienst der Klarheit unterwegs ist. Wieso bleibt die Bedeutung ständig neu erscheinender Emojis den meisten Benutzern - sorry: Usern! - unerklärt und deshalb rätselhaft? Wie laut lacht ein Emoji, das zudem auf dem Kopf steht? Wird ein blödsinniger Text sinnhafter, wenn er mit einem Emoji angereichert wird, das alles oder sein Gegenteil bedeuten kann? Sind Emojis weiblich? Oder sind die Lachbacken und Kotzgesichter allein durch ihre Verschiedenartigkeit selbstredend divers? Fragen über Fragen...

In der erlebten Gegenwart geht es in den überwiegenden Bereichen menschlicher Kommunikation nur noch selten darum, WAS gesagt wird. Wichtiger ist, DASS etwas gesagt wird. Und zwar zeitnah. Besser: **In Echtzeit.** Dabei ist es von Bedeutung, bei der Auswahl der genutzten Medien breit aufgestellt zu sein. Beim Verbreiten des immer selben Gallimathias kann die copy&paste-Funktion kaum hoch genug eingeschätzt werden.

Ein gewisser **Dieter Hildebrandt** formulierte Anfang der 1970er Jahre: *„Man soll sich nicht nur keine Gedanken machen. Man muss auch unfähig sein, sie auszudrücken.“* Kommunikation im Jahr 2022 hätte Hildebrandt sicherlich kurz und knapp kommentiert: *„Sieh'ste!“*

Von **Danzer** wäre wohl eine *(zur Reinigungsgeschichte 1979)* analoge Aussage zu erwarten gewesen:

„Das ist eben Kommunikation: Sich bei akutem Sprachdurchfall mit immer anspruchsvollerer Technik genußvoll in den digitalen Orkus zu erleichtern.“

„WO WOLLEN WIR UNS TREFFEN?“ „FANKFURT?“ **„ODER?“** „ODER WAS?“ „MAIN!“ **„MEIN WAS?“** „WAS?“ **„WAS?“**

Es ist kompliziert.

Photo: Courtesy of ***Overturning Rice Bags Ltd.*** (China)